

Die Schrift des Todten.

Von Jul. May.

(Fortsetzung.)

Deswegen flüsterete sie jetzt leise, indem sie sich zu der Kranken niederbeugte: „Fürchte nichts, Schwester. Ich bin da und werde Dich beschirmen!“

Gegen acht Uhr kam Georg, um sich nach Klaubinsens Befinden zu erkundigen, und fast um dieselbe Zeit begann auch die Schlacht, deren heftigste Kämpfe in unmittelbarer Nähe stattfanden. Das Dorf Garches spielte eine wichtige Rolle in diesem letzten verzweifelten Ausfalle der Pariser am 19. Januar 1871. Ein Theil des Dorfes nebst der Kirche ging in Flammen auf, und die Fabrik hatte es nur ihrer günstigen Lage zu danken, daß sie nicht das gleiche Schicksal erfuhr.

Den linken Flügel der Franzosen kommandirte General Vinoy, das Centrum stand unter Bellamare und der rechte Flügel unter Ducrot, während Trochu von der Sternwarte aus die ganze Schlacht leitete.

Um acht Uhr Morgens drangen vom MontValerien aus die Streitkräfte des französischen Centrums in dichten Massen gegen Garches vor, während gleichzeitig Vinoy's Angriffskolonnen auf Montretout losgingen. Der rechte Flügel dagegen rückte erst nach einer dreistündigen Verpätung über Buzenval vor. Diese Verpätung, die theils durch mangelhafte Ausföhrung, der von der Oberleitung erlassenen Befehle, theils durch das mörderische Geschützfeuer der deutschen Batterien verursacht wurde, sollte dem ganzen Ausfalle verhängnisvoll werden. Das Centrum und der linke Flügel sahen sich dadurch im Vorgehen gehemmt und gerieten in's Schwanken. Als sie bei Garches auf die 10. deutsche Infanteriedivision stießen, wurde ihr Angriff zum Stehen gebracht und verwandelte sich in ein langwieriges Feuergefecht.

Deutscherseits wurden die 9. und 21. Infanteriedivision als Reserve der 10. die Garde-Landwehrrivision und das 1. bayerische Korps nach Versailles herangezogen, doch brauchten die beiden letztgenannten Truppenteile gar nicht mehr in den Kampf einzutreten. Die Franzosen vermochten nur die vor Garches liegenden Höhen einzunehmen, und es gelang ihnen auch, sich der nur schwach besetzten Schanze bei Montretout zu bemächtigen, weiter aber kamen sie nicht.

Am zwei Uhr Nachmittags gingen zwei Bataillone der Neunundfünfzigsten vor und warfen die Franzosen bei Garches zurück. Die Montretout-Schanze ward um elf Uhr Abends durch Bataillone vom 47., 58. und 82. Regiment wieder gewonnen. Der Rückzug der Franzosen nach der Stadt Arles fast in eine Flucht aus; ihr Verlust betrug gegen 7000 Mann, darunter an 1200 Tode. Auch die Sieger hatten manchen Tapferen zu beklagen: 30 Offiziere und 616 Mann wurden in den Verlustlisten verzeichnet.

Zahlreiche Bewohner von Garches, deren Häuser in Flammen aufgegangen waren, hatten während der Schlacht laut jammernd eine Zuflucht in der Fabrik gesucht. Letztere wurde ebenfalls von einer Granate getroffen, die aber weiter kein Unheil anrichtete; das Wohnhaus selbst blieb ganz verschont. Aber der furchtbare Lärm der Schlacht drang zu der Kranken, die Fenster bebten ohne Unterlaß bei dem Krachen der Feuerhölzer, und es waren entseßliche Stunden, die Luzie und Georg an Klaubinsens Lager verbrachten. Trotzdem trat bei dieser das Wundfieber nicht mehr so stark auf, und gegen Abend, als der graue Lärm draußen verstummte, sank auch Klaubine in friedlichen Schlummer.

Jetzt erst konnte Luzie daran denken, sich nach Frau Doriat umzusehen, wegen deren sie in großer Besorgniß war. Unter dem Vorwande, etwas frische Luft schöpfen zu wollen, eilte sie, nachdem Georg ihr versprochen hatte, die Kranke nicht zu verlassen, davon, traf aber schon nach wenigen Schritten auf Courlande, der vor der Fabrik auf der Lauer stand und ihr mittheilte, daß die Gärtnerei untersehr gebüht sei. Nachdem er ihr nochmals Vorsicht und Wachsamkeit empfohlen hatte, kehrte sie an das Bett der Schwester zurück.

den Mißerfolg des letzten großen Ausfalles bestiegelt. Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich der ausgehungerten Stadt. Die Liebergabe ließ sich nicht länger hinausschieben, aber da Trochu geschworen hatte, niemals eine solche zu unterzeichnen, so gab er den Oberbefehl an Vinoy ab.

Bei den Belagerungsstruppen wußte man, daß es sich nur noch um einige Tage handeln könne, und auch nach der Fabrik war diese Kunde bereits gedrungen. Hier hatte sich Klaubinsens Zustand inzwischen zu Luziens und Georg's größter Freude entschieden zum Besseren gewendet, wenn auch noch immer sorgsame Pflege und große Vorsicht nöthig war.

Luzie hatte die Thür nach dem anstoßenden Zimmer, das früher die alte Frau v. Montmaieur bewohnte, ganz geöffnet, nachdem Johann auf ihren Wunsch den Schrant, hinter dem er damals die Unterredung der Schwestern belauscht, bei Seite geschoben hatte. Wenn die Schwester schlief, hielt Luzie sich in diesem Gemach auf.

Georg kam sehr häufig, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen, für die er die eifrigste Theilnahme an den Tag zu legen suchte. Er hatte sich auch schon erboten, Luzie im Nachtwachen abzulösen, was diese aber immer ablehnte. Wiederholt kam er auf diesen Punkt zurück.

„Fünfzehn Nächte wachen Sie nun schon,“ sagte er, „und wenn Sie auch bei Tage ein paar Stunden schlafen, so können Sie das unmöglich länger durchführen. Man sieht es Ihnen ja an, wie angegriffen Sie sind. Sie werden sich selbst krank machen.“

„Es ist nicht so schlimm,“ meinte sie darauf, „auch während der Nacht fehlt es mir nie an Gelegenheit, ein Schläpfchen zu machen. Sobald Klaubine sich regt, werde ich gleich wach.“

„Fräulein Luzie, ich kann und darf nicht zugeben, daß Sie sich vollständig aufreihen; lassen Sie uns also eine gültige Vereinbarung treffen. Hier steht ja noch das Bett meiner Mutter. Darauf werden Sie sich von jetzt ab jede Nacht mindestens einige Stunden niederlegen und schlafen. So lange werde ich dann Ihre Stelle bei der Kranken einnehmen, und wenn Sie wach werden, und sich genügend ausgeruht fühlen, mögen Sie mich wieder ablösen, wenn Sie nicht anders wollen. Aber davon gehe ich nicht ab.“

Luzie blieb nichts Anderes übrig, als auf diesen Vorschlag einzugehen, da sie durch fortgesetzte Weigerung Verdacht zu erregen fürchtete. Es war gegen 10 Uhr Abends, als Johann in das Krankenzimmer trat. Georg, der so lange bei den Schwestern verweilt hatte, verabschiedete sich jetzt, um schlafen zu gehen, und drückte auch seinem Bruder die Hand, als ob er ihm hätte sagen wollen:

„In Deinem Herzen scheint also das menschliche Gefühl noch nicht ganz erstorben zu sein.“

Der Aeltere schien ihn zu verstehen und lächelte selbst. Klaubine war seit mehreren Tagen bereits wieder bei völlig klarem Bewußtsein, nur das Sprechen fiel ihr noch schwer. Als der Chemiker an ihr Lager trat, wendete sie den Kopf nach ihm hin und sagte mit leiser Stimme:

„Meine Schwester hat mir gesagt, daß Sie darauf bestanden haben, sie beim Nachtwachen abzulösen. Das ist sehr freundlich von Ihnen, aber mit ihm ist es leid, daß ich Ihnen so viel Last mache.“

„Seien Sie versichert, daß es sehr gerne geschieht, Fräulein Klaubine.“

„Es ist ja aber gar nicht mehr nöthig, daß Nachts noch Jemand bei mir ist. Ich fühle mich bereits viel besser.“

„Der Stabsarzt wünscht aber noch nicht, daß wir Sie allein lassen.“

„Ich glaube, daß ich jetzt einschlafen werde.“

„Um so besser, dann werde ich es mir dort in dem Sessel am Kamin bequem machen und Fräulein Luzie mag sich beruhigten Herzens ebenfalls niederlegen.“

Während Johann zum Kamin trat, in dem ein leichtes Feuer brannte, neigte sich Luzie zu der Schwester, indem sie that, als ob sie deren Kopfrippen glättete, und flüsterete ihr zu:

„Habe nur keine Angst und schlafe ruhig. Ich werde wachen, darauf kannst Du Dich verlassen!“

Dann sagte sie Montmaieur: „Sollte meine Schwester irgend etwas bedürfnis, so klopfen Sie nur an die Thür, ich werde dann gleich bei der Hand sein.“

Hierauf verschwand sie im Nebenzimmer, dessen Thür sie jedoch nur so weit zumachte, daß eine breite Spalte offen blieb. Sie legte sich angelehnt auf's

Bett, unter dessen Kopfrippen sie einen geladenen Revolver schob, den Courlande ihr für den äußersten Fall eingehändig hatte.

Johann v. Montmaieur trug einen kleinen Tisch vor den Sessel am Kamin und stellte die Lampe darauf, deren Licht er durch einen Schirm so verdeckte, daß es die Kranke nicht zu belästigen vermochte. Dann setzte er sich, schlug ein mitgebrachtes wissenschaftliches Werk auf und fing an, darin zu lesen, oder that wenigstens so.

Tiefe Stille herrschte im Hause. Draußen aber heulte der Wind; das Wetter war umgeschlagen, die strenge Kälte gewichen, und der Regen schlug gegen die Fenster.

Nachdem fast eine Stunde verstrichen war, legte der Chemiker sein Buch nieder und richtete einen durchdringenden Blick auf die Kranke. Sie schien zu schlafen und regte sich nicht. Das Gesicht des armen Mädchens war ebenso bleich wie das Rissen, worauf es ruhte.

Er streifte die Pantoffeln, die er anhatte, von den Füßen und schlich auf den Strümpfen an das Bett. In diesem Augenblicke schlug Klaubine die Augen auf und sah ihn an. Er fühlte, wie unter den bloßen Blicken des jungen Mädchens ihm ein kalter Schauer von dem Nacken durch das Rückgrat lief.

Gleich darauf schloß sie die Augen wieder und er kehrte geräuschlos zu seinem Sessel zurück.

Obwohl Klaubine wußte, daß ihre Schwester in unmittelbarer Nähe und zu ihrem Schutze bereit war, so hielt sie dennoch ein unsagbares Entsetzen in seinem Banne. Luzie hatte geglaubt, ihr nicht verschweigen zu dürfen, was Courlande ihr gesagt hatte, und das war genügen gewesen, um ihre eine namenlose Angst einzujagen. Sie besaß nicht die Energie und Entschlossenheit ihrer Schwester und war ja außerdem körperlich noch sehr schwach. Es waren daher fürchterliche Augenblicke, die sie jetzt durchlebte. Jedoch wenn Montmaieur nur den Kopf erhob oder eine Bewegung machte, fühlte sie ihr Herz unruhig gehen.

Endlich aber siegte die Müdigkeit doch über ihre Angst — sie schlief wirklich ein. Es schlug auf der Uhr Eins, dann halb Zwei. Montmaieur schloß aus ihren ruhigen, gleichmäßigen Athemzügen, daß Klaubine fest schlafte. Abermals näherte er sich ihrem Bette, beugte sich tief über sie und gewann die feste Ueberzeugung, daß sie in der That schlummerte. Dann schlich nicht und achtmale gleichfalls ganz gleichmäßig: beide Schwestern schliefen offenbar.

Nun kehrte er an Klaubinsens Lager zurück, wo auf dem Nachttischen mehrere Flaschen und Gläser standen. Er wußte, daß die Kranke, wenn sie wachend der Nacht über Durst klagte, nach der Verordnung des Arztes Citronenlimonade zu trinken bekam. Er selbst hatte die Früchte aus Versailles geholt und Luzie bereitete den Labetrunk jeden Tag frisch. Auch jetzt war ein Glas noch zur Hälfte damit gefüllt.

Montmaieur zog ein Fräschchen aus der Tasche, das mit einem weißen Pulver gefüllt war, welches gestohlenen Zunder ähnlich sah. Er schüttete etwas von diesem Pulver in das Glas und rührte die Limonade mit einem Löffel um. Während dessen schlief Klaubine friedlich weiter, sie konnte nichts gesehen und gehört haben. Er schlich an die Thür des Nebenzimmers, überzeugte sich durch einen raschen Blick, daß er nicht minder vorsichtig zu der Thür. Im Nebenzimmer verbreitete ein Nachtlücht eine schwache Dämmerung, er sah Luzie angelehnt auf dem Bette liegen und gewahrte, daß ihre Augen geschlossen waren. Jedoch da schien ihm noch nicht zu genügen. Er schlüpfte durch den genügend breiten Spalt und schlich auch an ihr Bett. Sie regte sich auch ihre Schwester noch so ruhig wie vorhin auf ihrem Bette lag, und besag sich dann wieder auf seinen Platz vor dem Kamin.

Gegen drei Uhr Morgens erwachte Klaubine und öffnete ihre Augen. Im Anfange betrachtete sie Montmaieur mit ängstlicher Neugierde, als ob sie ihn nicht erkenne oder sich fragte, wo er hier bei ihr thue. Schon aber war er an ihrem Lager und fragte in theilnehmendem Tone: „Nun, wie fühlen Sie sich jetzt, Fräulein Klaubine?“

„Danke, gut. Habe ich lange geschlafen?“

„Ein paar Stunden. Wollen Sie nicht etwas trinken, der Hals wird Ihnen trocken geworden sein?“

Sie mußte alle Selbstbeherrschung zusammennehmen, um anscheinend ruhig zu erwidern: „Vorläufig habe ich noch keinen Durst. Ich will die Limonade erst später trinken.“ Damit

ließ sie ihren Kopf wieder auf das Kissen sinken, um nach einer Weile fortzufahren: „Aber Sie werden jetzt müde sein, Herr von Montmaieur, es ist Zeit, daß Sie sich von Luzie ablösen lassen.“

„D nein. Sie schläft. Ich würde mir ein Gewissen daraus machen sie zu wecken.“

In diesem Augenblicke trat das junge Mädchen bereits in das Zimmer und sagte: „Ich bin schon wach wie Sie sehen. Und Klaubine hat recht: es ist jetzt für Sie Zeit zum Schlafen. Gegen diese Art Strapazen sind wir Frauen doch widerstandsfähiger als die Männer.“

„Ich fühle mich aber noch nicht im Geringsten ermüdet.“

„Nein nein, jetzt bleibe ich hier — ich bestehe darauf!“

„Nun gut, wenn Sie es so wollen, muß ich ja gehorchen — aber nur unter einer Bedingung?“

„Und die ist?“

„Daß wir es von jetzt ab jede Nacht in dieser Weise halten, so lange es nöthig ist. Sie legen sich zunächst nieder, und ich nehme Ihre Stelle so lange ein, bis Sie sich ausgeruht haben.“

„Gut, ich nehme es an.“

„Dan ging er. Die Schwestern horchten mit angehaltenem Athem auf die sich draußen entfernenden Schritte. Endlich stieß Luzie mit vor Abscheu bebender Stimme die Worte hervor: „D, der Elende!“

„Ich habe wirklich geschlafen,“ sagte Klaubine, „aber ich bin fest überzeugt, daß er mir unterdessen Gift hier in das Glas gethan hat. Er nöthigte mich so bringend zum Trinken, als ich wach geworden war.“

„Mit eigenen Augen habe ich es ja gesehen! Er glaubte, ich schlief ebenfalls, nachdem er bis vor mein Bett gekommen war, um sich davon zu überzeugen. Aber ich schlüpfte gleich hinter ihm bis zur Thür, so daß mir keine einzige von seinen Bewegungen entging. Dann beehrte ich mich, wieder auf mein Bett zu kommen, und das war gut, denn er schaute nochmals durch die Thür, nachdem er fertig war. — Also hat Courlande doch recht behalten!“

Sie nahm eine kleine Flasche, goß den Inhalt des Glases hinein und vertorkte sie, um sie dann in einem Wandschrank aufzubewahren. Das Glas stülpte sie wiederholt aus und stellte es leer auf das Nachttischchen.

Früh Morgens, wie gewöhnlich, kam der Stabsarzt. Er brachte die Kunde mit, daß in der verflohenen Nacht Punkt zwölf Uhr das Feuer auf beiden Seiten eingestellt worden sei, als Einleitung eines dreiwöchentlichen Waffenstillstandes behufs Einberufung einer französischen Rationalversammlung, mit welcher der Frieden abgeschlossen werden sollte. Die Heilung der Kopfwunde Klaubinsens fand er über Erwarten fortgeschritten; er gab seiner Patientin die Erlaubniß, aufzustehen, sobald sie sich kräftig genug dazu fühle, und wünschte ihr fernere gute Genesung, da sie ärztlicher Beihilfe nicht mehr bedürfte.

Erst nach Verlauf mehrerer Stunden erschien auch Johann v. Montmaieur in dem Nebenzimmer. Er bemühte sich, ganz ruhig und gelassen zu erscheinen, aber seine Hände zitterten und seine Blide richteten sich schon zur Seite, als er Luzie fragte: „Nun, wie steht's?“

Wie hat sie den Rest der Nacht verbracht?“

Auf Courlande's Anweisung antwortete Luzie: „Nicht gut. Sie war unruhig und klagte mit einem Male über heftige Magenbeschwerden und Brennen im Halse. Für eine Stunde vielleicht, aber es hat sie völlig heruntergebracht. Das Fieber scheint wieder zugenommen zu haben. Ich bin sehr in Unruhe.“

„Dazu liegt kein Grund vor, liebe Luzie. Es handelt sich hier offenbar nur um eine ganz vorübergehende Störung des Befindens.“

Er trat an die Thür und schien die Kranke zu beobachten. Vor Allem aber richteten sich seine Blide auf das leer auf dem Nachttischchen stehende Glas. Sie hatte also getrunken, wie auch aus Luziens Bericht hervorging, und triumphirend blickte es in seinen Augen auf.

„Sie dürfen unbesorgt sein,“ sagte er im Hinausgehen noch, „das ist weiter nicht. Sollten sich aber wider Erwarten jene Zufälle wiederholen, dann werde ich sofort nach Garches eilen, um den Arzt zu holen.“

Luzie sandte ihm einen Blick nach, aus dem unersöhnlicher Haß, mit tiefster Verachtung gemischt, sprach. Sie konnte während des ganzen Vormittags bei Klaubine bleiben, da die Frau aus Garches, welche früher den Haushalt

der Gebrüder Montmaieur versorgt hatte, jetzt wieder regelmäßig erschien, um zu kochen und die sonstige Arbeit zu verrichten. Als nachher Georg kam, um sich nach dem Befinden des geliebten Mädchens zu erkundigen, sagte Luzie zu ihm: „Sie fühlt sich heute wieder schlechter und ich ginge am liebsten gar nicht von ihrer Seite fort. Aber ich muß nothwendig einmal in's Dorf hinüber, deshalb müssen Sie mir versprechen, daß Sie bei ihr bleiben, bis ich wiederkomme. Sie dürfen sie nicht einen Augenblick allein lassen, hören Sie wohl?“

„Seien Sie völlig unbesorgt, ich werde meinen Platz nicht während einer Sekunde verlassen.“

Luzie eilte nach Garches, um Courlande aufzusuchen, der sein Quartier immer noch in dem halb zerfallenen Häuschen hatte. Als das junge Mädchen ihm Bericht erstattet hatte, gerieth der sonst so ruhige und kaltblütige Polizientagent doch in gewaltige Erregung, obwohl die Angelegenheit ganz den Verlauf nahm, den er vorhergesehen hatte.

„Seien Sie nur stets auf Ihrer Hut!“ mahnte er. „Ich zittere, wenn ich daran denke, daß durch mich Ihre Schwester sich in dieser furchtbaren Gefahr befindet. Es ist doch eine ungeheure Verantwortlichkeit, die dadurch auf mir lastet! Ein Augenblick der Nachlässigkeit oder Vergeßlichkeit kann Ihrer Schwester das Leben kosten. Also wachen Sie unablässig über dieselbe.“

„Verlassen Sie sich ganz auf mich, Herr Courlande!“ tröstete Luzie ihn und zog hierauf das Fräschchen hervor, in das sie den Inhalt des Glases gefüllt hatte.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er. „Das ist ein kostbares Beweismittel. Ich will gleich nach Versailles gehen und die Flüssigkeit untersuchen lassen. Nehren Sie jetzt zu Ihrer Schwester zurück, grüßen Sie dieselbe auf's Herzlichste von mir und sagen Sie ihr, sie möge nur noch ein paar Tage weiter so tapfer aushalten, wir seien jetzt dicht an dem Ziel.“

In Versailles wohnte ein alter Chemiker, Namens Sarlat, der namentlich in der Giftkunde als eine Autorität galt und allen darauf bezüglichen gerichtlichen Angelegenheiten als Sachverständiger zugezogen wurde. Auch die Pariser Polizeipräfectur beehrte sich seiner häufig und Courlande war schon wiederholt bei ihm gewesen, um irgend einen amtlichen Auftrag auszurichten. Sarlat erkannte ihn auch sofort wieder und meinte:

„Ah, guten Tag, Herr Courlande, Brauchen Sie mich einmal wieder?“

„Ja wohl!“

„Um so besser, ich habe lange nichts mehr verdienen können.“

„Das heißt, ich habe für den Augenblick noch keinen amtlichen Auftrag für Sie, sondern komme in einer privaten Angelegenheit.“

„Na, das macht nichts,“ sagte der alte Chemiker. „Womit kann ich Ihnen also dienen?“

„Indem Sie mir sagen, was in dieser Flasche ist. Ich garantire Ihnen ein nachträgliches Honorar, mit dem Sie zufrieden sein sollen.“

Der Alte nickte. Er bemühte sich, Herr Courlande. Ich will sogleich an's Werk gehen.“ Dann begab er sich in sein Laboratorium und es dauerte ungefähr eine Stunde, bis er zurückkam.

„Die Flasche enthält Citronenlimonade, der Arsenit zugesetzt ist,“ theilte er dem gespannt aufhorchenden Agenten mit.

„Und in welcher Menge ist das Gift beigegeben?“ erkundigte sich dieser.

„Würde sie genügen, um einen Menschen zu tödten?“

„Das nicht, aber sie reicht hin, um eine schwere Schädigung des Organismus herbeizuführen.“

Courlande rieb sich die Hände. „Man ist also doch kein Dummkopf,“ meinte er.

„Sind Sie einem Verbrechen auf der Spur?“ fragte Sarlat neugierig.

„Einem erst geplanten,“ entgegnete der Agent. Aber ich kann Ihnen heute noch nichts sagen, vielleicht morgen, wenn ich wiederkomme. Machen Sie mir, bitte, bis dahin einen kurzen schriftlichen Bericht über Ihre Analyse.“

Dann begab er sich nach dem Hause, in dem die Eltern des Herrn Moraines, der Junggesell war, in Versailles wohnten. Er war bereits wiederholt dort gewesen, um sich nach dem Untersuchungsrichter zu erkundigen, und hatte gehört, daß er bei Le Mans verurtheilt worden sei. Moraines war infolge dessen Urlaub erhalten, um seine Wunde dabeim heilen zu lassen, und wurde von dem Seinen zurückverwartet.

Courlande erhielt nun diesmal den Befehl, daß der Untersuchungsrichter bereits Tags vorher angelangt sei, aber noch das Bett hüten müsse, weniger der Wunde wegen, als um sich von den schmerzhaften Strapazen, die er durchgemacht hatte, zu erholen. Der Agent ließ ein Briefchen an ihn zurück, in dem er bat, ihn möglichst bald empfangen zu wollen, da er ihm wichtige Mittheilungen in der Angelegenheit Doriat - Montmaieur zu machen habe. Dann kehrte er nach Garches zurück.

In der Fabrik wiederholte sich heute der Vorgang des gestrigen Abends.

Johann v. Montmaieur erschien in dem Krankenzimmer, sein Bruder verabschiedete sich und Luzie zog sich in das Nebengemach zurück, wo sie sich wiederum ganz angelehnt auf das Bett legte. Von ihrem Bette aus verfolgte Klaubine die Bewegungen dieses Mannes, der — wie sie wußte — ihr den Tod geschworen hatte, und dann schweifen ihre Blide weiter zu der nur etwas bis zur Hälfte geschlossenen Thür, hinter der die Schwester zu ihrer Hilfe bereit war. Dieser Gedanke stärkte sie einigermaßen wieder, sonst hätte sie gemeint, vor Entsetzen vergehen zu müssen.

Sie kämpfte lange gegen den Schlummer an; es war ihr, als ob sie in den ewigen Schlaf sinken müsse, wenn sie der Neigung nachgäbe. Endlich aber siegte die Müdigkeit doch und sie schlief ein.

Als Montmaieur mit Sicherheit annehmen konnte, daß Klaubine fest schlafte, näherte er sich ihrem Lager, um sie genau zu betrachten. Was ihm Luzie berichtete, waren ja wohl die ersten Symptome einer Arsenit - Vergiftung gewesen, die er ganz genau kannte, aber in dem Falle hätte doch die Wirkung eine nachhaltigere und länger andauernde sein müssen. Auch war das Gesicht der Kranken wohl blaß, aber es trug keinen leidenden Ausdruck mehr.

„Das ist doch seltsam,“ dachte er und nahm sich vor, die Dosis des Giftes heute zu verdoppeln. Er vergewisserte sich wiederum, daß Klaubine fest und ruhig schlief, verglich ihre Schwester, dann schüttete er das Arsenit in das bereit stehende Glas mit Limonade.

Es war zwei Uhr vorüber.

Klaubine erwachte und sagte, noch halb vom Schlummer umfungen, ohne an Montmaieurs gefährliche Nähe zu denken:

„Ich habe Durst, Luzie, gib mir doch zu trinken.“

Kaum aber hatte sie die Worte ausgesprochen, als ihr mit einem Schlage die Erinnerung und das volle Bewußtsein wiederkamen. Ein eifriger Schauer durchrieselte sie; sie glaubte sich verloren. Montmaieur war bereits herzu geeilt. Er nahm das Glas, rührte den Inhalt um und bot es ihr zum Trinken. Mit fester Hand hatte er gerührt, auch jetzt zitterte seine Rechte nicht. Das arme Mädchen war nahe daran, ohnmächtig zu werden, aber die Nähe der Gefahr gab ihr einen rettenden Gedanken ein.

Sie nahm das Glas und fragte, indem sie ihrer Stimme möglichst viel Festigkeit zu geben suchte:

„Was ist das?“

„Citronenlimonade, die Sie ja jede Nacht bekommen.“

„Sie fängt an, mir zu widerstehen.“

„Dann wollen wir morgen eine andere Limonade herstellen. Für den Augenblick habe ich leider nichts Anderes. Nehmen Sie nur einen Schluck davon, das wird sie erfrischen!“

„Ich möchte doch lieber klares Wasser trinken!“

„Ja, ich weiß nicht, ob ich Ihnen das geben darf.“

„Nur einen Schluck! Nachher, wenn ich wieder Durst bekomme, werde ich die Limonade trinken.“

Der Chemiker wagte nicht weiter in Klaubine zu dringen. Er nahm ein anderes Glas und schüttete etwas Wasser hinein. Auch diesem Gift zugesehten, ging nicht wohl an, denn erstens wäre der Geschmack zu sehr hervorgetreten, und zweitens waren die Augen der Kranken auch fortwährend auf seine Hände gerichtet.

Sie trank einen Schluck, setzte dann das Glas hin und schloß wieder die Augen. Er glaubte, daß sie wieder einschlafen wolle, und begab sich zu seinem Plaze am Kamin. Allein das war ein Irrthum; die entseßliche Aufregung dieser letzten Minuten hatte das junge Mädchen überwältigt. Sie war bewußtlos geworden und kam erst lange nachher wieder zu sich. Als sie die Augen aufschloß, stand nicht Montmaieur mehr neben ihrem Bette, sondern Luzie. Sie war ebenso bleich wie ihre Schwester, die, nachdem sie sich